

# Nachdenklicher Pfingstgang

Autor(en): **Kessler, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 17

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668994>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Nachdenklicher Pfingstgang

Walter Kessler

Die Stadt, deren Lärm und künstliches Licht so spät zur Ruhe kommen, schlief noch. In Nacht und Vergessenheit versunken, kauerte sie unter dem sternbesäten Himmelsdach, stumm und reglos. Zwischen den letzten, grauen Häusern, die wie Bettler fremd am Rand der äussersten Strasse stehen, schritt Erich Steinegger an dunklen Aeckern und vom Nachttau überspannenen Feldern vorbei hügelwärts. Er bog in den Waldweg ein. Seltsame Stille umfing ihn, nur dann und wann vom Flügelräuspfern eines unsichtbaren Vogels unterbrochen, den der Aufschrei eines Steines, an den seine Marschschuhe stiessen, aufgescheucht haben mochte.

Steinegger entfloh einer inneren Unruhe, er suchte Einsamkeit, sehnte sich nach einem stillen Sonntagmorgen und mied die Begegnung mit Menschen. Doch seltsam: auch der Wald hat sein Leben, seine Seele und seine Sprache, und während der Wanderer wähnte, sein Herz poche den Rhythmus zum Marsch eines Einzelgängers, wurden Stimmen laut, es raunte der Wald, und was des Dahinschreitenden Sinne erfüllte, fand sein Echo in der Welt der Tannen und Buchen. Bald schien es ihm sogar, er vernehme menschliche Stimmen. Es waren erschütternde Klagen und Bekenntnisse über eine Welt, die in die Irre geraten und nicht mehr weiss, wohin des Wegs. Da stammelte einer — und sind es nur Deutsche, die solches gestehen müssten? —: «Ich gehöre einem Volke an, das während Jahrhunderten an sich selbst glaubte — und dadurch seinen Glauben verloren hat; ein Land das Gott verlassen hat, sich seinen eigenen Gott schuf und sich selber dadurch völlig entfremdete.» Da nannte ein Russe — aber nicht nur ihn hat die Angst vor den apokalyptischen Reitern befallen — «die Auslösung einer Atomexplosion die grösstmögliche Annäherung an das jüngste Gericht.» Albert Einstein mahnte namens der Intellektuellen — doch wo ist der Mensch, der sich dafür nicht verantwortlich fühlt? —: «Wir Wissenschaftler, deren

tragische Bestimmung es ist, dabei mitzuhelfen, dass die Methoden der Vernichtung immer grausamer und wirkungsvoller geworden sind, müssen alles in unserer Macht Stehende tun, um zu verhindern, dass diese Waffen zu dem Zwecke gebraucht werden, für den sie erfunden wurden.» Und Erich Steinegger erinnerte sich, dass C. F. Ramuz im Juni 1940 seinem Tagebuch die Erkenntnis anvertraut hat: «Viele Menschen haben den Sinn für das Heilige und die Achtung vor dem Sein verloren, weil sie zuviel sich selbst vertrauten.»

Der Wald tat sich auf. Geblendet stand der Wanderer im Lichte des strahlenden Tages. Ueber den Baumwipfeln zitterte der Morgenstern, drüben aber, jenseits des Tales, aus dem die Nebel und der Klang der Glocken stiegen, leuchteten die Berge.

Angesichts der Berge und in ihrem Lichte, das vom Himmel fällt und widerstrahlt vom Glanz des ewigen Schnees auf alle Welt und jedes Menschenherz, das aus den Niederungen nach den Höhen strebt, öffnete Steinegger sein schmales Brust- und Lieblingsbuch «Vergil, Vater des Abendlandes». Und erinnerte sich an die Mahnung eines spätern Philosophen, Theodor Haecker: «Ein der Theologie entleerter Humanismus wird nicht standhalten. Man sucht krampfhaft nach «dem Menschen», aber man sucht etwas, das es überhaupt nicht gibt: den autonomen Menschen. Den ganzen Menschen im Auge haben, heisst nicht nur, dass man nicht Teile seiner für das Ganze nehme, sondern, was viel wesentlicher und entscheidender ist, dass man seine Ganzheit darin erkenne, dass er, «der Mensch», die ganze Kreatur ist, also unaufhörlich nach dem Kreator schreit, wenn er nicht bei ihm ist, wie das Kind nach der Mutter, wenn sie nicht bei ihm ist.»

Um des Menschen und der Menschheit ewige Bindung an den Schöpfer geht es. Ohne das Wieder- und Engerknüpfen dieses Bandes wird alles Menschliche und Irdische in Atome zerrieben und

alle Humanität der Unmenschlichkeit und Bestialität anheimfallen. Das Wissen um die Herkunft des Menschen vom Schöpfer Gott und des Menschen Verpflichtung auf das Göttliche und sein Gesetz muss unsern Geist und unser Tun beleben, neu beleben. Nur so, an der Hand und im Atem des Schöpfergeistes, kann der Mensch Herr über alles Geschaffene werden und sich die Welt unter-

tan machen, statt von ihr beherrscht, zu ihrem Gefangenen und Getöteten gemacht zu werden. *Veni creator spiritus! Komm, Schöpfer Geist!*

\*

Als Erich Steinegger frohen Antlitzes die Stadt wieder betrat, glühte im Garten manch eines Hauses, das vordem grau erschien, das Feuer der Pfingstrosen.

## Das Bergerlebnis

### Brief aus dem Oberland

Du glaubst nicht, wie froh ich bin, wieder im Oberland zu sein. Wohin auch der Blick sich wendet, überall grüssen Gipfel und Zacken, auf deren stolzen Höhen ich schon so manche wunderbare Rast erleben durfte.

Sei es am Morgen in aller Frühe, wenn noch die Nacht in den Tälern lag oder am späten Abend. Zuerst nur ganz leise verblichen die Sterne und über den Gipfeln des Ostens zieht langsam der neue Tag herauf. Die ersten Sonnenstrahlen zaubern ein gar wunderbares Licht auf die höchsten Türme von Schnee, Eis und Fels, erwecken die toten Riesen zu märchenhaften, flimmernden Kristallen, vor deren hellem Glanze wir geblendet die Augen schliessen.

Gebannt von so viel Schönheit wie aus den ersten Tagen der Schöpfung, vergessen wir den kalten Heiterluft — jener Wind bei Sonnenaufgang — der bald stärker, bald schwächer über die Berge streicht.

Oder wenn es Frühling wird, dann steige einmal hinauf zur Alphütte, sitze am Abend allein beim Verlöschen des Tages auf der Bank vor dem Haus und lausche. Von Ferne hörst du das Rauschen eines Baches, der in jugendlichem Uebermut, sich in munterem Spiel drehend und kreisend, talwärts hüpfet. Unterwegs springt er unentwegt von Stein zu Stein, zwängt sich mit Donnern und Tosen und mit viel weissem Gischt durch eine enge Schlucht und lässt die Steine aufeinanderschlagen, dass es tönt wie fernes Gewitterrollen.

So sitztest du fernab von allem Lärme, hörst das Singen und Jubilieren der Vögel, die freudig dem scheidenden Tag den Abschiedsgruss entbieten. Und deine Augen suchen die höchsten Gipfel, die noch einmal herrlich erstrahlen.

Es geschieht alles so, als ob die Sonne für lange Zeit Abschied nehmen wollte von den Bergen, so innig umkost sie ihre Firne. Dann folgt ein letztes feuriges Aufleuchten in purpurnen Farben, lodern wie Feuer und dahinter steht der dunkler werdende Himmel wie Todesahnen.

Du aber sitztest da, stille geworden, mit der Natur vereint und schaut und staunst. — Dieses köstliche Bergerlebnis macht dich reifer im Kampf mit den Tücken des Alltags, inmitten der trügerischen Gefahren des Tales, wo du dein Leben fristest. Sie sind viel unerbittlicher als die Berge, die hin und wieder Leid verbreiten, aber tausendfach mehr geben als sie nehmen. Wer einmal die Schönheit dieser Berge erlebte, wird immer wieder in sie zurückkehren, sie wie eine Geliebte begehren.

Aber die Himmelstürmer und Rekordleute, die Rennfahrer und Pistenfüchse im Winter, die Bahnfahrer im Sommer, werden dieses Erlebnis nie finden. Sie werden daran vorbeigehen, lärmend, polternd und keuchend, werden mit dem Blick auf die Uhr durch die Berge eilen und abends den Schnellzug nach der Stadt nicht zu verpassen trachten.

Der Berg gehört aber dem, der ihn nicht zum Wagnis, zu halsbrecherischen Leistungen erniedrigt; er erschliesst sich dem Lauschenden und Schauenden, den Stillen im Lande. hr.